

# Um das Herz einer Generation

Autor(en): **Berlepsch-Valendas H.v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157879>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Um das Herz einer Generation.

Von H. v. Berlepsch-Valendas.

Soweit wir in unserer Geschichte zurückblicken, haben wir einen Teil unseres Geburtenüberschusses in die Welt hinausschicken müssen. Es ist dies das Schicksal jedes Volkes, das mit reichlich viel Lebenskraft, aber mit engen Grenzen und schmaler Nahrung ausgestattet ist. Da ihm das Meer fehlte, blieb dem Schweizer Jahrhunderte lang nur das Reislaufen; es blieb ihm aber auch das, wozu ihn die Lage des Landes am Kreuzpunkt der großen europäischen Straßen erziehen mußte, der Beruf als Kaufmann.

Wenn auch beides samt dem Pensionenwesen früher manchen Kreisen Reichtümer einbrachten, so kann man trotzdem von einer geschlossenen Bedeutung des Auslandschweizertums erst sprechen, als sich unser Exportgewerbe entwickelte und als zugleich unsere technischen Schulen vortreffliche Spezialarbeiter, tüchtige Landwirte, Baumeister, Ingenieure ausbildeten. Sie machten für uns das Auslandschweizertum recht eigentlich zur Brücke in die Welt. Was heute Heimat und Kolonien zusammenzwingt, ist nicht nur Herkunft, Gleichklang der Sprache und gemeinsamer Besitz dessen, was die Seelen formt, sondern wenigstens ebenso das gemeinsame Bewußtsein, daß der Landsmann draußen zu einer Art Vorposten unserer nationalen Existenz geworden ist, aber eben Vorposten eines Wirtschaftsheeres, das seiner Existenz erst das rechte Relief gibt.

Unsere Volkssplitter jenseits der Grenzen sind keineswegs stabil. Z. T. handelt es sich um junge Leute, die draußen ihre Lehrjahre machen. Man ist beinahe versucht, hier von etwas Gewesenem zu sprechen. Neben ihnen steht der Stock der im Ausland Ansässigen. Sie bilden das Rückgrat der Kolonien. Aber gerade sie gehen mit der Zeit im Gastvolk auf, wenn auch keineswegs immer in der ersten, so doch in der zweiten oder dritten Generation. Wohl gibt es für den Auslandschweizer Momente, welche kräftig hemmen: Erinnerungen und verwandtschaftliche Beziehungen lassen sich zwar ungeachtet der Staatszugehörigkeit pflegen; wichtiger sind die z. T. kräftigen wirtschaftlichen Beziehungen zur Heimat; am wichtigsten jedoch ist der unverjährende Anspruch auf Erhaltung des heimatlichen Bürgerrechtes. Trotzdem reißt auch diese Verbindung, wenn mit der Erinnerung auch das Gefühl der Verantwortung erlöscht.

Für eine beständige Erneuerung unserer Kolonien und die Erhaltung eines lebendigen Verhältnisses zwischen ihnen und der Heimat war bisher immer gesorgt. Bis zum Krieg wenigstens hielt der Zustrom aus der Heimat unvermindert an.

Erst der Weltkrieg, dann die weltwirtschaftlichen Stockungen, die Quotensysteme wichtiger Auswanderungsländer, endlich die Weltwirtschaftskrise mit ihrem ganzen Gefolge von revolutionären Bewegungen, haben den ganzen für unser Land wie für unsere Kolonien gleichwichtigen

automatischen Austauschprozeß allmählich zum Stillstand gebracht. Das ist umso bedenklicher, als sich die psychologische Situation neben der rein wirtschaftlichen für einen Teil unserer Auslandschweizer sehr verschlechtert hat. Zeiten der Not treffen immer zuerst den Landesfremden. Tritt erst noch die Ausschließlichkeit nationaler Erregungen hinzu, so entsteht bei den Betroffenen rasch ein Gefühl der Vereinsamung. Eine Rückkehr in die Heimat kommt schon aus wirtschaftlichen Gründen für die wenigsten in Frage. Sie ist mit Rücksicht auf unseren inländischen Arbeitsmarkt im Großen auch gar nicht wünschenswert. So bleibt manchem Mitbürger draußen kaum etwas anderes übrig als alles daran zu setzen, um so rasch und so restlos wie möglich im Gastvolk aufzugehen. Die junge Generation vollends, welche nicht mehr im Besitz der Points de résistance ihrer Eltern ist, findet da verhältnismäßig leicht den Weg.

Das Bedenkliche der ganzen Entwicklung sehen, heißt nicht, sie sich einfach überlassen. Man hat das bei uns sehr wohl begriffen; man hat vor allem begriffen, daß sich die Heimat heute in verstärktem Maß an die heranwachsende Auslandsgeneration wenden muß. Denn nie ist es wichtiger gewesen, daß diese Generation den Posten, auf den die Väter gestellt waren, hält. Das heißt aber, sie fähig machen, im Ausland zu leben und dennoch in selbstverständlicher Verbundenheit einem Vaterland, das nicht Jugendheimat bedeutet, zu dienen.

Indem man das ausspricht, drängen sich sofort die großen Schwierigkeiten auf, die einer erfolgreichen Werbung entgegenstehen. Sie soll tief dringen und ihr Erfolg soll dauernder Art sein. Die Jugend, an die sie herangetragen wird, besitzt aber ein gut Stück Kritik. Man muß das beachten; denn wir sind geneigt, an die unbedingt werbende Kraft unserer Landschaft zu glauben ebenso wie an das Anziehende dessen, was uns vertraut und heimelig ist, während der anders geschulte Blick des jungen Auslandschweizers hinter der Landschaftskulisse den Menschen, das Volk in seiner Lebensart und -haltung sucht. Er hält sich im allgemeinen heute an das, was ihm Ausdruck von Lebenskraft zu sein scheint, und bleibt darum mit seiner Kritik oft am Ausdruck des Gegenteiligen hängen, nimmt es für typische Kennzeichen schweizerischer Art, ohne das schwerere zugängliche Verborgene zu erfassen. Wie wäre es sonst möglich, daß einer der jungen Auslandschweizer, der im letzten Sommer an der durch Juventute und N.S.G. organisierten Wanderfahrt teilnahm, folgendes schreiben kann: „Aus dem vielen Gesehenen und Gehörten scheint mir die Tendenz nach allgemeiner Erneuerung hervorzuleuchten, die ihren offiziellen Ausdruck unter anderem in den verschiedenen Bestrebungen nach einer Reform der Bundesverfassung findet, und deren Grund in einer Reihe von Widersprüchen, wie sie sich aus der neuen Lage, in die die Schweiz geraten ist, liegt. In welch traurigem Gegensatz steht doch der Geist, wie er uns beim Besuch des Bundeshauses umwehte, und der dem alten Eidgenossenideal

entspricht, zu jenem, wie wir ihm in den Städten allenthalben begegneten und für den die bemalten Gesichter und Finger-, ja sogar Fußnägel (ich sah es mit Staunen und komme dabei aus einer Großstadt) nur symptomatisch sind. Wie wenig Eidgenossen, deren Verkörperung mir etwa jener Major in . . . war, haben wir dagegen getroffen! Hochinteressant war aus diesem Grund die Kenntnisaufnahme von den verschiedenen Richtungen nach Wiedererweckung des alten Eidgenossengeistes (auch die Pfadfinderbewegung gehört hierher): der beste Beweis für dessen endgültigen Verlust. Die Völker besinnen sich immer dann auf einen früheren Zustand, wenn sie diesen längst verlassen haben. Beispiele aus neuester Zeit liegen nahe.“ — Mag manches unbeholfen klingen, manches schief gesehen sein, so ist es doch wichtig, weil es zur Genüge zeigt, daß solche Werbung zugleich ein Stück Überprüfung unseres eigenen Gehaltes voraussetzt.

Und da werden wir darauf kommen, daß die Wirkung des Ringens um die Seele des jungen Auslandschweizers nicht so sehr von Außerlichkeiten abhängt. Sicherlich läßt er sich vom Wohlstand, von der Sauberkeit unserer nationalen Produktion, vom Ausdruck der Ordnung in Stadt und Dorf ebenso wie vom Anblick unserer bäuerlichen Kulturen, eines Hotelbetriebes oder eines blitzblanken Eisenbahnzuges beeindrucken. Wichtiger ist, daß ihm die Idee unseres öffentlichen Lebens in seiner Bedeutung für menschliche Entfaltung unmittelbar aufgehe.

Was heißt das nun? Art und Haltung der Menschen in ihrem privaten und öffentlichen Handeln, die nie abreißende Arbeit an den repräsentativen Formen unseres öffentlichen Lebens, die uns immer noch geläufige Achtung vor dem Wert des Individuums wie vor der Eigenart der mit uns im gleichen Staat lebenden Eidgenossen anderer Zunge, unsere glückliche Ausgeglichenheit von Stadt und Land, das noch fast nirgends zerstörte Verhältnis des einzelnen zu seiner Heimat, die tausend lebendigen Wirkungen des mütterlichen Bodens, das Vorhandensein eines nicht an Daten sich hängenden geschichtlichen Bewußtseins, die sprachliche Ungeschiedenheit in Gebildet und Ungebildet, in Hoch und Niedrig, das alles oder doch wichtige Stücke davon sollten unmittelbar sprechen können.

Gelingt das, so brauchen wir nicht zu verhehlen, daß wir genau so unsere Grenzen und Beschränkungen, ja unsere Schattenseiten haben wie jedes Volk, um trotzdem ohne Überheblichkeit und Pharisäertum behaupten zu können, daß es wie unter vielen Dächern sich auch unter unserem gut und vor allem würdig leben läßt.

Wie soll aber die junge Generation draußen davon etwas wissen? Alle Mitteilung aus der Ferne verwässert die Wirklichkeit und erzeugt falsche Vorstellungen im guten wie im schlechten. Zudem übertönt die Sprache der Umgebung alles andere. Wie oft mußten wir das während unserer Wanderungen in Gesprächen erfahren: Da erzählt einer von seinen Erlebnissen an einem französischen Lycée. Man hält ihn für einen „Boche“; und nun preisen sich ihm täglich und stündlich die Überlegenheiten der fran-

zösischen Zivilisation an, daß er zuletzt müde, den inneren und vom Elternhaus her genährten Widerstand aufgibt und mit dem Gedanken umgeht, Franzose zu werden. Ein anderer erlebt fiebernd die Kämpfe in Österreich zwischen Vaterländischer Front und Nationalsozialisten mit. Hier ist die Wirkung umgekehrt. Das Widerspruchsvolle der Erlebnisse hält ihn bei seinem Schweizertum fest; mit dem Herzen aber hat er sich auf die nationalsozialistische Seite geschlagen. — Wieder andere, Schüler an deutschen Gymnasien, leben selbstverständlich in den Fragen und Wertungen, die dem deutschen Jungen von heute geläufig sind; alle teilen die großen deutschen nationalen Erwartungen und zucken zunächst wie unter Schlägen zusammen, als sie zum ersten Mal das alles in ihrem Vaterland in seinem Wert relativiert, ja verneint sehen.

Es braucht schon sehr starke Eindrücke, ehe Staunen über das Anderssein sich in Verstehenwollen und wirkliches Verstehen wandelt; und es braucht abermals viel, ehe aus dem Verstehen Liebe und der Wille zur Mitverantwortung erwächst. Wenn man das alles bedenkt, so erhebt sich offenbar hinter der einen Aufgabe, die man mit einem Schlagwort als die nationale bezeichnen kann, noch eine zweite, tieferreichende, menschliche. Irgendwann wird unter den heutigen politischen Weltzuständen an jeden jungen Auslandschweizer die Frage nach der Entscheidung für oder wider den Geist der alten oder der neuen Heimat herantreten.

Wir können sie dem jungen Menschen nicht abnehmen, wir können ihm auch nicht irgend etwas einsuggerieren; aber wir können das unsere tun, damit er den Geist der angestammten Heimat wenigstens einmal verspürt und darnach ein Kriterium besitzt, nach dem er sich richten kann.

Es muß freilich an dieser Stelle mit einem möglichen Mißverständnis aufgeräumt werden: Wir können nicht das Gleiche wie die großen kulturpolitischen Organisationen unserer Nachbarstaaten anstreben, nämlich Kulturpropaganda im ausschließlichen und abgrenzenden Sinn. Jede solche Meinung wäre angesichts unserer geistigen Situation, die uns den benachbarten Kulturkreisen verpflichtet, lächerlich und sinnlos. Unsere Aufgabe ist intimerer Art, darum aber keineswegs leichter. Gilt es doch zu bedenken, daß das schweizerische Wesen dem im Ausland Lebenden, aber mit unseren Verhältnissen nicht Verwachsenen je nach Standort spontan verwandt oder ganz und gar unvertraut erscheint. Der in Deutschland oder Österreich Lebende wird es in der deutschen Schweiz zunächst als Nuance empfinden, um erst allmählich hinter die tieferen Unterschiede in den Lebensgesetzen zu kommen; hingegen wird ihm der welsche Teil fremd sein. Dem in Frankreich Lebenden mag es gerade umgekehrt ergehen. Daß sich aber als Folge des räumlichen und schicksalhaften Zusammenlebens trotz aller Ausprägung der kulturellen Eigenart im deutschen, im welschen, im italienischen, im romanischen Landesteil feinere Fäden durch das Ganze spinnen, um das zu erfassen, braucht es Anschauung und Erschließung. Wie soll ein junger Auslandschweizer von vornherein begreifen, wie scharf unterschieden unsere

alte genossenschaftliche Struktur mit ihrer Gemeindeautonomie, mit ihrer Unterbauung des Staatswesens durch eine Unmenge kleiner und kleinster Lebenselemente, die auf irgend einem Gebiet öffentlich oder verborgen sich als mitverantwortlich für die Allgemeinheit erklären, von der herrschaftlichen Struktur anderer Staatswesen ist, die ihren praktischen Ausdruck in einem strengen Verwaltungszentralismus findet? Wie soll er das Wesen des lebendigen Föderalismus verstehen, wenn er nicht das Mosaik unseres Volkslebens kennt und nicht an lebendigen Beispielen erfährt, daß Rücksichtnahme nicht mit fauler Kompromißlerei verwechselt werden darf, sondern unter Umständen eine Voraussetzung gedeihlichen Lebens im großen Verband überhaupt ist? Wie soll er heute, wo die Welt vom Kampfgeschrei gegen den Demokratismus widerhallt, die Volonte générale anders denn als rationalistische Konstruktion einschätzen, wenn er nicht weiß, daß sie sich als Folge eines politischen Bildungsprozesses immer und immer wieder in einer Art von politischem Common sense praktisch erweist?

Es gilt also sozusagen, das Gedankliche vorzubereiten, es von der Anschauung her zu entwickeln, dafür zu sorgen, daß ihnen die Schweiz als Lebensboden vertraut und daß ihnen Schweizertum als Lebensausdruck bekannt wird. Ist das einmal der Fall, dann darf man sich ruhig die Regel dienen lassen, daß der Weg zum Herzen in nicht wenigen Fällen auch über den Kopf führen muß.

\* \* \*

Die hier niedergelegten Gedanken haben zum ersten Mal in diesem Sommer in einer Wandergruppe junger Auslandschweizer ihren praktischen Ausdruck gefunden. Angeregt wurde der Plan zunächst in der Auslandschweizerkommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft, aufgenommen und durchgeführt wurde er durch Pro Juventute.

Von den Teilnehmern stammten neun aus Deutschland, drei aus Österreich, zwei aus Frankreich, einer aus Italien. Zu ihnen stießen, Brücke zu unserer Jugend, noch ein paar junge Inlandschweizer. Das Alter hatten wir mit Vorbedacht nach unten hin auf siebzehn, nach oben hin auf einundzwanzig Jahre begrenzt. Die Gruppe sollte einigermaßen homogen sein; vor allem sollte eine Altersstufe den Versuch unternehmen, die bereits in der Lage war, Erlebtes geistig zu verarbeiten, die aber auch noch nicht in allzu festgefügtten Vorurteilen befangen war.

Der Stil der Jugendwanderfahrt schien uns mit Rücksicht auf den Zweck der geeignetste. Ein Großteil dieser Jugend ist das Wandern und die einfache Lebensweise mit Übernachten in Jugendherbergen und Selbstzubereitung der Mahlzeiten gewöhnt. Dann aber führt das tätige Aufeinanderangewiesensein verschiedenartige Elemente viel rascher zusammen als wenn alles gewissermaßen vorgekaut serviert wird. Denn mit zahlreichen Spannungen mußten wir von vornherein rechnen. In der Tat vertrat auch jede „Nation“ recht kräftig ihre Eigenart, nicht nur in Sprache und Klang-

farbe der Dialekte, sondern schon im rein äußerlichen Auftreten. Der deutsche Jugendbewegungsmanu war recht wohl zu unterscheiden vom legeren Österreicher und dieser wieder von dem bei aller Unbekümmertheit doch immer auf den äußeren Eindruck haltenden Franzosen. Und genau so wie das Äußere verschieden war, so gab es nach den Lebens- und Kulturreisen, aus denen ein jeder kam, Abgrenzungen. Doch hatte das ungefähr gleiche Alter und vor allem die Gemeinsamkeit der Aufgabe und des Erlebens das Gute, daß sich die Spannungen wesentlich im Sinn gegenseitiger Bereicherung und des vertieften Bemühens, sich als Schweizer zu verstehen, auswirkten.

So leicht es gesagt ist, daß sich das Begriffliche aus der Anschauung entwickeln müsse, so schwer ist das angesichts eines so komplexen Gebildes wie der Schweiz. Es gab zwei Möglichkeiten: entweder den allgemeinen Überblick, der gedrängt und filmartig Eindrücke in sinnvoller Reihenfolge aneinanderreicht; oder die Erschließung eines kleineren Bezirkes mit längeren Aufenthalten in bestimmten Gegenden. Wir wählten für den Anfang den ersteren Weg.

So folgte der Plan zunächst der alten Nord-Süddiagonale von Basel über den Gotthard bis vor die Tore Mailands; Zürich konnte unschwer mitgenommen werden. Auf dem Rückweg galt es eine unserer charakteristischen inneralpinen Landschaften zu erschließen. Wir wählten zu diesem Zweck das Wallis in seiner Ausdehnung von den Quellen der Rhone bis in seine Herzlandschaft um Sitten. Dann aber sollten die Teilnehmer einen Eindruck des eigenartigen Sineinanderspiels von deutschem und welschem Wesens längs der alten alemannisch-burgundischen Grenze empfangen. Zu diesem Zweck wurde der Saletsch überschritten, dem Gefüge der alten Landschaft Greherz nachgetastet und zwar sowohl in ihrem deutsch- wie in ihrem französischsprachlichen Teil. Es wurden hintereinander die Bundeshauptstadt, Freiburg, Murten, Neuenburg berührt und mit der Landschaft am Bielersee und dem Berner Jura mit Tavannes die Wanderung zum Abschluß gebracht.

Auf diesem Weg war es möglich, Hauptelemente des großen Mosaikbildes festzulegen. An einigen Beispielen mag das klar werden. **B a s e l:** Ein kurzer Gang zur Pfalz, ein dreifacher Blick rheinabwärts, hinüber zur Burgundischen Pforte und zur Lücke zwischen Schwarzwald und Jura, durch die der Weg nach Südschwaben führt, ergeben Grundelemente der Lagebedeutung. Das vierte Element, nämlich die Jurapässe, lernten andern Tags auf der Wanderung hinüber ins Aaretal kennen. Von der Lage ausgehend, lassen sich gedankliche Linien ziehen zum romanischen Münster und über die halbhohen Bürgerhäuser und Patriziersitze bis zum modernen Rheinhafen, den chemischen Fabriken, den riesigen Bahnhofsanlagen. Man kann sogar erste Andeutungen machen über das Wesen einer Bürgerschaft, welche seit Jahrhunderten an diesem Punkt sitzt, und Parallelen ziehen zu holländischen und hanseatischen Städten und ihrem Bürgergeist. — Die Höhen des **B ö h r g e s** geben zum ersten Mal den Blick frei auf die Landschaft,

in der alle Straßen über die Pässe irgendwie zusammenlaufen und innerhalb derer diese Straßen wieder gekreuzt werden von der Querverbindung Süddeutschland-Südfrankreich. Hier kann man auf die Städtereihe längs der Jurafurche hinweisen und auf die ungeheuren Spannungen, die in einer Zeit, in welcher das Gesicht Europas sich wandelte, d. h. im Hochmittelalter, gerade diesen Raum beherrschten. Von hier aus und dann besonders im Angesicht des Städtchens Brugg, der Habsburg, der Klosterkirche Königsfelden mit ihren sprechenden Dokumenten läßt sich ein erster geschichtlicher Aufriß geben. — In Zürich spannt sich der Bogen der Betrachtung von der Ursiedelung auf dem Lindenhof über das Bild der alten Stadt mit ihren italianisierenden Bauelementen bis zur modernen Wirtschaftsmetropole, mit allem, was das Wesen einer solchen Metropole ausmacht. Ein paar Besichtigungen, wie die des Hotels St. Peter oder der Maggiwerke in Remptal, lenken den Blick auf das spezifisch Schweizerische dieser Entwicklung. In Zürich erfolgen auch die ersten Begegnungen, so an einem Feuer mit Pfadfinderführern. Der Abend war nicht zum wenigsten auch eine Aufforderung an schweizerische Jugendkreise, die Aufgabe zu sehen, vor der wir stehen. — So geht es weiter über die Rigi mit einem Blick von oben in die Talchaften, in denen das Staatswesen einst geboren wurde, hinunter nach Immensee und durch die Hohle Gasse mit dem nächsten Ziel Luzern. — Schwyz zeigt der Gruppe den Bundesbrief und andere für das Wesen der alten Bünde bezeichnenden Dokumente, fesselnde anderthalb Stunden. — Von Göschenen geht es zu Fuß durch die Schöllenen und über den Gottthard, vorüber an den Forts, in denen reges militärisches Leben herrscht, nach Airolo. Zum ersten Mal erlebt sie den ganzen Wandel im kulturellen Ausdruck. Das vertieft sich in den Laubengängen von Bellinzona und Lugano und erreicht seinen Höhepunkt in Morcote und im Marsch durch die Tabakfelder und Rebgelände zwischen Mendrisio und Vigornetto im Südteffin. Einer der jungen Leute, es ist einer der jüngsten, gibt dem in einem Brief Ausdruck: „Le lac de Lugano. . . Quelle joie de l'entendre chanter après le grondement du torrent du Gotthard! C'est l'église de Morcote qu'il est le plus beau; il baigne le village dont les rues tortueuses, les escaliers branlants, les toits découpés, dissimétriques, offrent aux yeux le spectacle nouveau d'un village du Sud. Partout, sur les monts environnants, des étages de châtaigners étalent leur vert calme, juste continuation du bleu profond du lac. Par endroits s'érige un cyprès mélancolique qui semble rêver à un palmier qui, là-bas, du Sud, berce ses palmes magnifiques“.

Es ist auf dem ganzen Weg das Gleiche, das ständige Begegnen irgend einem elementaren Ausdruck, sei es der Lebensbedingungen, sei es der Antwort, die der Mensch auf sie gefunden hat, sei es nun auf dem Saumpfad des Nufenenpasses im Schneetreiben, sei es auf der Grimfel angesichts der Kraftanlagen, auf den Hochalpen des Niedergrates, in den armen Gomsjer Dörfern mit ihren hoch hinaufkletternden Äckerlein, angesichts einer Wasser-



fuhre, die dem heißen Rhonetal das belebende Raß spendet. Es wird nicht anders in Sitten oben auf der Burg Valeria, in den Weinbaudörfern von Savièse wie drüben im Saanenland. Überall wird Steinchen zu Steinchen getragen. Da und dort wie oben auf dem alten Kirchturm von Saanen, im Haus des Turbacher Schulmeisters, im Bundeshaus zu Bern, auf einem alten patrizischen Sitze vor Berns Toren spricht das Land, der Ort aus dem Mund eines Menschen, der hier verwurzelt ist. —

In Murten konnten wir uns überschauende Rechenenschaft geben und den Versuch wagen, nach fast drei Wochen die Steinchen zum Bild zusammenzusetzen. Das Bild weist selbstverständlich Lücken auf. So stehen bezeichnenderweise in einem Brief folgende zwei Urteile hintereinander: „Wenn man die kurze zur Verfügung stehende Zeit bedenkt, ist es bewundernswert, wie außerordentlich inhaltsreich die Fahrt war,“ und „Gleichzeitig wird auch niemand so überheblich sein, zu glauben, sein Bild vom Schweizerland sei nun vollständig, was zu erreichen ja auch keineswegs Zweck der Fahrt sein konnte.“ Die Lücken liegen hauptsächlich in der Tiefendimension. Sie auszufüllen aber braucht es viel mehr Begegnungen mit Menschen, braucht es mehr als repräsentative Führungen durch Betriebe und Museen, nämlich das Innwerden all der Sorgen, welche die Menschen in Stadt und Land mit sich herumtragen und der Art und Weise, wie sie ihnen zu Leibe gehen. Will man ganz ehrlich sein, so erfährt wirklich von dem, was in der Tiefe ein Volk bewegt, doch nur der, der mit diesem Volk lebt, mit ihm das Schicksal teilt, mit ihm den kleinen wie den großen Existenzkampf kämpft. Wohl aber ist es möglich, eine Ahnung dessen zu vermitteln.

\* \* \*

Die Wanderung dieses Sommers war als Versuch gedacht. Wenn dieser Versuch eine so eingehende Würdigung erfährt, so darum, weil er, nachdem man von einem Gelingen sprechen kann, die Einleitung zu einem staatsbürgerlichen Bildungswerk sein will, das in hohem Maß unser ganzes Volk angeht. Er soll in breiterem Umfang seine Fortsetzung und auf Grund der Erfahrungen nach der Tiefe der Aufgabe hin seinen Ausbau erfahren. Gerade, weil es sich um eine allgemeine Angelegenheit handelt, scheint es zweckmäßig, daß eine in breitesten Kreisen des Landes geachtete Treuhänderstelle die Aufgabe an die Hand nimmt. Eine solche Stelle ist vielleicht am ehesten in der Lage, das in erster Linie zu zeigen, was gerade den Reichtum des Landes ausmacht und darum die Quellen seiner schöpferischen Kraft: die Vielheit an Formen und die Vielfalt im Ausdruck, der dennoch an entscheidenden Stellen immer wieder zur Einheit drängt. Insofern ist es erfreulich und bedeutungsvoll, daß die Stiftung Pro Juventute gewillt ist, die Zukunft des Werkes nach Kräften zu fördern.

Nach der Reise äußerte sich ein Teilnehmer: „Ich glaube, für uns alle ist das Schönste im Augenblick, daß wir das Gefühl haben, zu unserem Vaterland zu gehören, nicht von ihm vergessen worden zu sein und langsam

einen Begriff zu bekommen von seiner Aufgabe, seiner Kraft, seinem Geist.“ Klingt das nicht wie das Motto zu dem ganzen Beginnen? Schließt es aber nicht auch eine Verpflichtung in sich?, nämlich die, dafür zu sorgen, daß sich unsere junge Auslands-Generation mit frohem Herzen zu ihrer Heimat bekennen darf.

# Politische Rundschau

## Schweizerische Umschau.

### Die Zickzackpolitik unserer Sozialisten in der Landesverteidigungsfrage. / Die Schweizer Presse im Saarkampf.

Am 26. und 27. Januar hatte in Luzern der Parteitag der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz Beschlüsse zu fassen, die für die Zukunft der Partei von allergrößter Bedeutung sein werden. Im Vordergrund stand die Beratung eines neuen Parteiprogrammes, und hier wiederum war es vor allem die Landesverteidigungsfrage, die die Geister schied. Seit dem Parteiprogramm von 1917 hatte bekantlich die sozialistische Partei die Landesverteidigung abgelehnt. Im Programm der S. P. S. von 1920 heißt es:

„Das Heer wird zur Unterdrückung des Proletariates gebraucht.“ — „Das Proletariat, das den Menschenmord haßt und verabscheut und Krieg und Verbrechen aus der Welt schaffen will, wird stets nur gezwungen zu den Mitteln politischer und militärischer Gewalt greifen, und zu dem ausschließlichen Zwecke, die Errungenschaften der sozialen Revolution gegen die Angriffe der ehemals herrschenden Klassen und ihrer Söldlinge zu verteidigen.“

Seither hat die S. P. S. je und je in den eidgenössischen Räten Militärvorlagen und das jährliche Militärbudget abgelehnt. Dann trat die große Wendung ein mit der Machtergreifung Hitlers in Deutschland vor zwei Jahren und dem Untergang der deutschen Sozialdemokratie. Zu den Genossen, die schon immer im Grunde ihres Herzens die Notwendigkeit einer Landesverteidigung einsahen und bejahten, gesellten sich nun auch zahlreiche Befehrte, wie z. B. der Fraktionspräsident im Nationalrat, Dr. Arthur Schmid, der noch vor fünf Jahren in einer kontradiktorischen Versammlung in Gränichen gegenüber Bundesrat Minger die Landesverteidigung verworfen hatte. Die Angst vor dem Fascismus hat nun urplötzlich die seltsame Befehrung so mancher sozialistischer „Führer“ zur Folge gehabt. Sie sehen nun mit einem Mal ein, daß die schweizerische Demokratie und ihre Freiheiten doch auch verteidigungswerte Güter seien, die es zu schützen gelte gegenüber drohenden Angriffen „brauner Horden“. „Ich bin der Meinung, daß die Ideen der Freiheit und Menschlichkeit . . . verteidigt werden müssen. Ich bin der Meinung, daß man die Gewalt in den Dienst des Abwehrkampfes gegen den auswärtigen Fascismus stellen muß.“ — „Die Gewalt kann auch im Dienste der Kriegsverhinderung stehen“ (Arthur Schmid).

Aus solcher Einstellung heraus wurden die Thesen für ein neues Parteiprogramm aufgestellt, die vom Parteivorstand mit 39 gegen 13 Stimmen gutgeheißen wurden. Sie lauten in Bezug auf die Landesverteidigung:

„Zur Abwehr drohender Gefahren fascistischer Gewaltangriffe und zur Wahrung der schweizerischen Neutralität, solange sie eine Voraussetzung für